

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

302 (29.12.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Zwischen den Jahren

Am Sonntagabend begann es. Seit 1918 lernte Ernst Holzer in dem Luxushotel des Berliner Westens zu den Tanzabenden der Harris Band, stellte mit unerhöhter Sicherheit das Diner zusammen, empfahl die Weine, lauschte die Geheimnisse des Cocktails, beobachtete er unbeweglich das Gesicht, 120 Mark Monatsgehalt in der Tasche plus zehn Prozent Einnahmen, alle geschäftlichen und gesellschaftlichen Bemühungen, die nicht untereinander zu trennen waren, aber kurz: das Treiben der großen Welt genau zu beobachten. In demselben Moment, als der Schriftsteller des Reichsarchivales ein erdennendes Anwesen der Reichsarchivales unter dem Christbaum" französischer Sekt in die kleine Küche des Weihnachtsmännchens kaufte, und die Krüge, die sich über dem Stuhl bildete, errate das Gesicht der Damen, denn es lag so herrlich unanständig aus. In demselben Moment feuerte er bis dahin unbeachteter Kellner das Tablett mit jungen Bouqueten und eisgefüllten Flaschen auf den Boden. Der Geschäftsmann entschuldigte den Zwischenfall bei den Gästen, die nicht verstanden und Ernst Holzer stand nach Verrechnung seines Gehaltes dem von ihm angerichteten Schaden vor der Tür, durch die der Nachbar-Schläger „Sohn ist die Welt“ ins Freie drang.

Der Platz um die Gedächtnisstraße war wie tot, die Tausenden, die in den letzten Jahren vertrieben wurden, nur auf dem Wittenbergplatz hat sich noch vor der Gedächtnisstraße des „Folanzseigers“ Menschen angeammelt. Als ein Trupp Kommunisten aus der Kleiststraße anrückte, sammelte die Schutzpolizei das Ueberfallkommando. Es entstand ein überaus heftiges Geheule, in den anliegenden Häusern wurden die Kaulissen heruntergelassen, Holzer, der immer noch den Chamäleon sein Blut auf das Parkett fließen ließ, schrie: „Verfluchte kommunistische Kastaus verflucht! In totem Tempo ging es zum Präsidium am Alexanderplatz. Von den Zusammenstößen im Osten, in den Straßen und ohne Arbeit kommt, ist es nicht leicht, nach Hause zu gehen. Es an das Männergolf der Obdachlosen kommt, schreit es heben. Es muß 40 Pfennige zahlen und sich legitimieren, dann wird er gehen und keine Kleidung besitzen. Im Gemeindefestraum ist die Luft die meisten sind wütend und dreist. Da wütend die Sprache verboten sind, hält ein etwas benärgert aussehender Arbeiter eine Rede ausgenutzt der beiführenden Neger in Kamerun. Der Arbeiter unterbricht ihn. „Der Staat kann nicht mehr geben als er kann“, sagt er und rollt sich im überwürmten Schlafsaal in den Decken. — „Ja, Suppe und trockenes Brot!“ — „Dann hütet die Rasis im Reichstag nicht gegen den Abbau der hohen Pensionen kommen sollen!“ — „Dann Cure diesen Generale sich fast freisen!“ — „Auf die Republik schimpfen, aber 200000 Mark Pension nehmen.“ — „Recht!“ — Das Licht wird gelöscht.

Am Morgen um 6 Uhr werden sie auf die Straße geschickt. Holzer verlegt. Morgen wird er fernbleiben und nach einer Stelle suchen. Die nächsten ist vorbei, niemand wird ihn brauchen, er weiß, kommt er zum Sommer in einem Gartenlokal als Ausbilder unter. Jetzt könnte er in eine Wärmeballe gehen. Aber sie werden um neun Uhr geöffnet. Wie er durch menschenleere Straßen schlendert, sieht er jemanden Jettel an die Häuser fliehen. Holzer geht hinein, der andere blinzelt ihn an und hebt weiter. „Als es

neulich hieß, Vermögen über eine halbe Million extra zu besteuern, haben sie das hier an?“ — „Nur, zu ichs nicht, tuis ein anderer!“ — „Und die Rasis zahlen! Sehen Sie.“ er deutet sich zu Holzers Ohr, „neulich, als Hitler bei den Generaldirektoren der Schiffahrtsgesellschaften louperte, sagte er, Briebeigentum und Kapitalismus seien sehr schön, nur die Juden dürften keine haben. Hinter den Nazis steht die Industrie, die Industrie, da können Sie noch Ihr Geschäft machen!“

Mittlerweile waren die beiden vor einer Kneipe angekommen, einem „Berkeflosat“ der NSDAP. Drinnen herrschte Tumult. Die SA-Leute, lauter grüne Burden, hatten noch keine Weisung erhalten bekommen und drohten mit Streik. Gerade heute sollte ein Volksmarsch abkommandiert werden, um in einem Theater nationaler Entzückung zu markieren, der festsitzende Anlauf von Stinkbomben und weißen Mäuten war bereits vollzogen, während ein zweites unauffällig auf den Straßen gegen die Sozialdemokratie und für das „Dritte Reich“ propagieren sollte. Aber ohne Beschlusung ging das nicht. Da schwang der SA-Führer auf. „Bühnen, U.S.“, sagt er, „wir haben den Schandfilm „Im Westen nichts Neues“ zum Schweigen gebracht, weil in seiner schamlosen Entwürdigung der Kriegsgreuel eine Beschimpfung des deutschen Wehrgeistes liegt.“ — „Weil Eugenberas Usa die Konkurrenz tot machen wollte!“ rief ein Unzufriedener dazwischen. — „U.S., wir wollen nicht nur die Brechung der Zinsrechtlichkeit.“ — Ein SA-Mann stand auf: „Uns brauchen Sie doch nichts vorzumachen mit Brechung der Zinsrechtlichkeit und so, Frid hat im Reichsrat für Erhöhung des Zinsfußes gestimmt, wir wollen besser bezahlt werden — sonst nichts.“ Nach einem Telefonat mit Goebbels, dessen Inhalt nicht verlautbar wurde, brach man besserer Stimmung auf und Holzer, den der Zettelführer als Freund einführte, schloß sich an. In der Beifahrerstraße stecken sie mit Kommunisten zusammen. Niemand weiß, wer zuerst geschossen hat. Als die Polizei anrückte, fand sie außer Wessern, Schlägern und Totgeschickern achtzehn Verletzte vor. Auf Holzer wurde ins Virchow-Krankenhaus transportiert. Er lag lange ohne Bewußtsein.

Inmitten von Fieberträumen und Wirklichkeit teilte sich der Vorgang vor seinem geistigen Auge, und er erkannte: Zwischen den Jahren, zwischen den Zeiten steht Deutschland, steht der Arbeiter, steht der Arbeiter, denn wir sind Deutschland, mandmal wissen wir nicht wohnen, denn die Märchen sind sich von den fiktionalen Paradiesen, warum ist es so schwer, seine Gegenwart zu verstehen. . . da unterdrück ihm die Krankenpfleger, die die Komposition erneuerte. S. E.

Gruppendünkel und Nationalstolz

Entnommen der empfehlenswerten Zeitschrift „Aranea“, Probehefte stellt der Verlag in Jena gern zur Verfügung.

Das bis zur unduldbaren Ueberheblichkeit aufgeblähte Nationalgefühl der modernen Völker hat unerkennbare Ähnlichkeit mit dem Gruppendünkel der primitiven Stämme und ihrer unmittelbaren Nachfolger in den Anfängen der Kulturgeschichte. Bekannt und fast verächtlich sind jene Stellen der Bibel, in denen die Juden als das auserwählte Volk Gottes bezeichnet werden. Der Stammesdünkel ist indessen durchaus nicht nur das charakteristische Merkmal des jüdischen Volkes oder von ihm zuerst auf die Völker der abendländischen Welt übertragen worden. Hohe Selbstachtung scheint Gemeingut der meisten Völker zu sein. Den besten Beleg dafür bieten die Namen, die die Völker sich selbst und ihren unmittelbaren Nachbarn geben. Bei den Primitiven kommt dies dadurch zum Ausdruck, daß man die Bezeichnung „Menschen“ lediglich dem eigenen Stamm vorbehält. So ist es bei den Estimos, den Mandanindianern und den Dogonen auf der Sahelinsel Feuerland. Den gleichen Sinn haben die Selbstbezeichnungen zahlreicher nordostasiatischer Völker. Selbst die so kulturreichen Bewohner der Anden haben die Bezeichnung „Menschen“ (ceca) nur für ihre Stammesmitglieder reserviert. Auch das Gemeinwesen der entnommene Wort „kanaker“ als Generalbezeichnung für die Südseevölker war zuerst nur eine Stammesbezeichnung für die Bewohner der Sandwichtinseln und bedeutete somit wie Menschen. Umgekehrt haben bereits die alten Griechen und Römer ihre Nachbarn als „Barbaren“ bezeichnet. Das griechische

Wort „barbaroi“ ist ursprünglich nur eine Bezeichnung für das Stammes- und Fremden, das die selbstgefälligen Griechen in den Sprachen der fremden Völker hören wollten. Auch im Fernen Osten war diese Form der Selbstbezeichnung nicht unbekannt. Die Japaner nennen die stammesfremden Ainu auf den nördlichen Inseln ihres Reiches Esju oder Esjichu, und dieses Wort bedeutet nichts anderes als Barbaren. Sene wiederum nennen sich „Ainu“, weil sie nach ihrer Ansicht allein „Menschen“ sind. S. E.

Theater und Musik Badisches Landestheater

Neu einstudiert: Die schöne Helena

Draußen im Operettentheater hat man den Karlshörnern im vergangenen Sommer die „Schöne Helena“ in großer Aufmachung mit dieser Unterfreudung des Hoftheaters vorgeführt und nun hat auch das Landestheater auf den zweiten Feiertag uns als Festgabe in neuer Einstudierung dieses fastliche Werkes auf den Weihnachtstag gelegt. Es ist wirklich sehr sauber herausgenutzt worden. Vielleicht ist der Rahmen einer Staatsoperbühne für die Verwirklichung, die der klassische Stoff sich von dem geistreich-witzigen Offenbach hat gefallen lassen müssen, zu groß, er stimmt in seinen wichtigen Ausmaßen zu ernst, es kann sich in ihm nicht das Mikroskop auswirken, das den Hintergrund für diese Art „komische Oper“, wie sie der Zettel bezeichnet, abgeben muß. Unsere Künstler waren in bester Laune. Sie haben sich wie schon so oft auch in diesen anders gearteten Rollen ausgezeichnet zu rechtgefunden. Und doch: sie kamen auf hohem Rotturn, sie kamen immer wieder in das Jahrwasser der großen Oper — mit wenigen Ausnahmen. Zu diesen Ausnahmen gehört der Brandische Menelaus. Nur ganz falsche Freunde werden ihm den Rat geben, sich als Heldentenor ausbilden zu lassen. Sein Menelaus war ein ergötlich gezeichnete Charakteristischer Typ mit unterlegter schifflicher Gemütskraft. Daß er ganz in dem Offenbachschen Geist aufging, bewies Brand mit der zeitgemäßen Frage, nachdem der Vorhang schon gefallen war: Finden Sie, daß Helena sich richtig verhalten hat? Welche Elemente notwendig sind, einen musterhaften Kalkas darzustellen, sagte deutlich Karlheinz L. J. Nur einmal fiel er aus der Rolle. Selbst in Entschöden wirkte die Feinheit seiner Darstellungskunst. Die schöne Helena gab Emmy Seiblich. Sie war wohl von ihrem Eoschen, das sie tags zuvor zu fingen hatte, stimmlich etwas ermüdet. Im ersten Akt zeigte ihr Spiel eine humorvolle Munterkeit. Es war aber nicht immer frei von Maniertheit. Die Delektierungsphase im zweiten Akt wirkte peinlich. Man vermied Offenbachschen Geist. Neue und Offenbach muß sein läublich von einander geschieden werden. Ganz besonders an einem Staatsbühnen. Hier scheint auch die sonst sehr geschickt operierende Regie von Viktor Pruscha verlastet zu haben. Von Offenbachschem Geist war diesmal der Bühnenbildner Lorchen Secht befeelt. Seine Arbeiten waren geradezu klassisch. In den originellen Bühnenbildern bewegten sich die komischen Götter und Halbgötter mit idyllischem Behagen. Wilhelm Czernig konnte keine kraftvolle Stimme als Paris hören lassen. Die Königsfamilie: Agamemnon, seine Gemahlin Klytemnestra und ihr Stroh Dröfles (Viktor Hofbach, Hermine Burk, Ellen Winter) hatten den richtigen Schauspieler Wutes in ihren Adern. Drest in seiner Mutwilligkeit ließ dabei nichts von kirchlicher Dekadenz erkennen. Die kleinen Rollen des Achilles (Franz Wauer), der beiden Häre (Robert Kiefer, Eugen Kainbach), des Philokomos (Zofel Gröbinger), des Euboulos (Hofst. Falke), der Wachs (Magdalene Bauer) und des Sklaven (Hermann Lindemann) trugen dank ihrer guten Besetzung zur Belebung des Abends bei. Generalmusikdirektor Rips musizierte mit Feingefühl unter trefflicher Assistenz des Orchesters. Das an sich anspruchslose Werkchen mit seiner falsierenden Musik ist immer noch ein Schmuckstück in der sonst so bonal gewordenen Operettenliteratur. In siebzig Jahre hält es sich nun schon auf dem Spielplan. Ein Bild, das unsere Väter sich ihr Urteil nicht trüben lassen von dem geistig wie stillos auf gleichem Niveau befindlichen Standpunkt der Nationalisten und Rassegelehrter, sie hätten das von dem Judenzerstörer Matkac-Schalen — Offenbach komponierte Werkchen sonst damals schon mit Stinkbomben, weißen Mäuten und Blindstreicheln bekämpfen müssen — so lange, bis eine Theatergenussliche Geist und witzige Einfälle für immer von den Brethern verjagt hätte. Aber das Karlshörner Publikum scheint vom stillosen Erneuerungsgeist noch nicht genügend durchdrungen zu sein, um nicht an dem feingefügigen Spiel eines überlegenen Sprechers seine helle Freude zu haben. St.

Urlaub vom Himmel

Roman von Alfred Schrotzauer
Copyright by Verlag Carl Dunder-Berlin.
(Nachdruck verboten.)

„Guten Sie!“ gabot Deter kurz.
„Saffs Maul, du miserabler meque! Scher dich zum Teufel, du Kammerdiener!“ leuchte der andere und ließ den Blick verächtlich nach Kopf bis zu den nackten Beinen über die ausgebeulte Gebeine Deters gleiten. Im nächsten Augenblicke schlug er zu Boden. Es war eine Davidstafel. Die Knochenhaut des franken Mannes hatte die gefährdete Zwischenkieselferle getroffen. Goliath lag an Boden. Doch stärker von Uebertragung und Unerwartetheit als Kraft geschlagen. Sofort war er wieder auf den Beinen.
„Verdammt Hund“, heulte er, duckte sich und griff unter den Hornrost in die hintere Hosentasche. Ein Dolchmesser blühte auf. Deter packte einen Stuß zur Abwehr. Bregide war am offenen Fenster. „Au secours! On se tue par là! Assassin! Assassin!“ blühte es in die nächtliche Stille des Hofes hinauf.
Schwerfällig, schon völlig erschöpft, handhabte Deter den Stahl. Der Kampf konnte nur noch Sekunden dauern. Da sprang die bleigewandte Hand des Mann von hinten an. Trotz der Rot des Blutes entsetzte sie Deter voll bewußt ihre Raubtierfrase, ihre grauweiße Entstellung. Obwohl alles blitzhaft vorüberglitt, dachte er: Sie riß den Kiefer, auf seinem Rücken lauern, die Rinderhände unter Franken in seinen Hals geschlossen, nach hinten. Er wand sich unter ihrem Gewicht. Da stieß sie mit ihren Füßen die Helne unter ihm fort. Er schlug rücklings auf, beugte sich unter sich. Da war Deter am Boden neben ihm. Pakte die rechte Faust mit dem Messer. Der Mann kam halb auf. Sie bog den Arm um seinen Hals, zog ihn nach hinten. Sie rollten und wälzten sich auf dem Boden. Deter wurde mitgeserrt. Klammerte sich mit letzter Kraft an die Faust mit dem Messer. Der Mann brüllte auf. Bregide hatte ihn tief in die Bude geschoben. Er schnellte empor. Er beide mit sich hoch. Schüttelte Deter von seiner Hand ab wie ein Sturm ein weisses Blatt. Sob den Arm gegen Bregide. — Die rechte Faust auf die entwichen Lachhaft gewandt dem auflöbenden Streiche — Polizei.
Knechtlich ließ der Offizier, dem das Blut von der Wange abföhrte, sich abführen.

Sie geleitete den schweratmenden, gedrohenen, vor Entfristung Schlotternden zurück zu seinem Bette.
„Entschuldige“, bat sie schüchtern. Ihre Brust arbeitete, an ihren Lippen lebte das Blut des Mannes. „Ich sehe mir sonst meine Leute sehr genau an. Im „Jad“ war er ganz friedlich, wohl ein hübscher anesheitert. Solch ein verfluchter bougre de pore!“
„Dah mich“, wehrte er angewidert. „Ich bin sehr müde.“
„Nach do-do, mein tapferer gosse!“ Sie mummelte ihm mütherlich in die Dedo. „Das war ein Spaß, wie du ihn hinemächt hast. Sapristi.“
Am nächsten Morgen wurde er in den aufgischenden Gesprächen und Gerüchten der Gasse der Xenos, der furchtsige Verleibner der bedrohten Frauen gegen ihre Verwaltiger, der Ritter ohne Furcht und Tadel des Quartiers Reserve. Der Prophet war vom Himmel zur Erde niedergestiegen als der tapferste und treueste aller Mecces.
Der Held des Tages aber lag zerschunden, feilsch zermüht in seinem Bette über der Pharmacie de la Mairie. Was sollte jetzt werden? Seine leichtfertige Unvorsichtigkeit von einst hatte die lange Krankheit aus seinem Gemüte fortgeschoben. Bis heute Nacht hatte er geglaubt, seine Kräfte seien zurückgekehrt, er fände sich auf dem Wege der Genesung; noch wenige Tage, dann könne er sich ins Leben hinausstrauen, wieder Mann und Mensch werden, irgend eine Arbeit finden.
Jetzt hatte er erkannt, daß er ein lebensunfähiger Krüppel, ein hilfloser Anwalde geworden war. Die geringfügige Anstrengung und Anspannung der Muskeln hatte ihn sofort hilflos niedergestreckt. Was sollte aus ihm werden? Hier konnte er nicht länger bleiben. Der Güte Bregides zur Last fallen.
Und dann: Bregide hatte sich in seinen Augen gemandelt. Bis her hatte er wohl gewußt, wer ihn heberberge. Ihr liebes betuliches Hausfrauenwesen hatte ihn eingelullt. Ihre Klugheit, Damenhaftigkeit ihn eingewiegt. Heute Nacht hatte er eine andere Bregide gesehen.
Der Mann hatte vollkommen recht: er war der meque einer Dirne. Vieh sich von ihr ausshalten, lebte von ihr und sprang die Kerle, die sie bedrohten, als treuer Helfer aus dem Hinterhalte an.
Als sie gegen Mittag mit dem Eisen bereitkam, in ihrem hellen roten Sommerkleidchen, sauber, den hübschen Pagenkopf garzisch erhoben, einen überzähligen Glanz auf den schmalen irischen Lippen, als wäre nichts geschehen, richtete er sich in den Kissen auf. „Bregide“, begann er sofort, „so geht es nicht weiter. Ich

meinte, ich wäre schon gesund. Bin es nicht. Ich bin ein nutzloses verfaultes Gerümpel. Ich will dir nicht länger zur Last fallen.“
Sie sog noch ihrer Gewohnheit die Augen zu engen Schlitzen zusammen. „Ich verstehe“, nickte sie langsam und ihr sattes Gesicht wurde hart. „Der Wutritt heute nacht! Du hast genug von der Kofotte.“
„Nein, nein“, lag er hastig und wenig überzeugend. „Nicht das? Ich kann doch nicht in alle Ewigkeit hier liegen und mich von dir verhalten lassen.“
„Nach keine Worte“, wehrte sie herb. „Ich verstehe dich doch. Du hast keine Lust, hier zu leben.“ Er machte eine ungeduldige schuld-bewusste Bewegung mit dem aufgerichteten Oberkörper. „Das ist es nicht, chérie. Ich kann deine Güte nicht länger ausbeuten.“
„Ach was! Wir wollen doch ehrlich bleiben. Lassen wir das. Aber sag mir eins: wohin willst du denn? Gharst du, die nehmen dich im Hospital wieder auf?“
„Nein“, gestand er zögernd.
„Na und? Wohin willst du?“
„Ich weiß noch nicht.“
„Also, offen gesprochen, willst du lieber auf der Straße verreden, als länger bei mir bleiben?“ Sie sagte bitter auf. „Hast recht. Hier ist eine Pestkult. Kein rechtschaffener Mann kann dort atmen.“
„Du mißverstehst mich!“ wollte er entgegenen. Doch sie hatte schon sornig das Zimmer verlassen. Das Essen ließ sie auf dem Tische zurück. Er rührte es nicht an.
Doch am Abend kam sie wieder zu ihm herein. Sie war heute nicht ins „Jad“ gegangen.
Es war eine sehr schwüle feucht-bedrückende Nacht. Er lag wach in Sorgen und bangen Fragen. Hatte kein Licht angezündet. Nur die Laterne vor dem Fenster beleuchtete dümmrig den Raum. Sie setzte sich auf das Bett und sagte lange nichts. Von der Straße drangen durch die träge stehende Luft die Laute des Sommerabends herein: abgeriffene Worte der Vorilbergehenden, Lachen aus den offenen Fenstern gegenüber. Im Hofen heulte die Sirene eines hereinkommenden großen Ueberseefahrers.
Da er beharrlich schwieg, sprach sie endlich. „Ich will dir einen Vorschlag machen“, rana sie sich die ersten schweren Worte ab. „Du kannst mein Jagen, wenn er dir nicht paßt. Ich habe es mir den ganzen Tag überlegt. Du hast mich doch gern? Oder nicht?“
„Sehr!“ beleuerte er heftig.
(Fortsetzung folgt.)